

Krematorium in Berlin-Treptow von Axel Schultes und Charlotte Frank : unten Technik, oben Trauer

Autor(en): **Stock, Wolfgang Jean**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Werk, Bauen + Wohnen**

Band (Jahr): **87 (2000)**

Heft 10: **Nekropolis**

PDF erstellt am: **22.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-65188>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Krematorium in Berlin-Treptow von Axel Schultes und Charlotte Frank

Unten Technik, oben Trauer

Seit der Einführung der Feuerbestattung 1879 gehören Krematorien zur Infrastruktur der Totenstädte. Als eigenständige Bauaufgabe jedoch wurde das Krematorium erst in den Jahren nach 1900 erkannt. Bis dahin präsentierten sich Einäscherungsstätten entweder in Kirchen- oder in Tempelformen. Als Vorbilder einer neuen Bauauffassung wirkten vor allem die Krematorien von Fritz Schumacher in Dresden (1910) und von Clemens Holzmeister in Wien (1923). Beide Anlagen bezogen sich in ihrer Gestalt auf das «Urmaterial» von Architektur. In dieser Tradition steht das Krematorium von Axel Schultes und Charlotte Frank in Berlin-Treptow.

Auch in der europäischen Geschichte ist die Feuerbestattung nicht unbekannt, etwa als germanischer Brauch. Durch die Ausbreitung des Christentums gingen diese Rituale allmählich verloren. Schärfster Gegner der Kremation war die römisch-katholische Kirche. Sie berief sich auf die in der Bibel angeblich vorgeschriebene Erdbestattung. Schließlich verbot sie von 1866 bis 1964, bis zum II. Vatikanischen Konzil, die Leichenverbrennung als «heidnische Sitte» und belegte Verstöße mit strengen Sanktionen. Der politische Katholizismus verstand die Feuerbestattung als einen Teil der zunächst vom liberalen Bürgertum vorangetriebenen Säkularisierung der Gesellschaft.

Diese Betrachtung war durchaus richtig. Die Wiederbelebung der Kremation begann in Deutschland 1849 mit der berühmten Berliner Vorlesung von Jakob Grimm, dem Begründer der Germanistik. Sein historischer Rückblick auf das Verbrennen von Leichen gipfelte in dem Satz: «Es war ein heiterer, der Menschheit würdiger Gedanke, ihre Toten der hellen und reinen Flamme statt der trägen Erde zu überlassen.» Neben philosophischen Überlegungen und hygienischen Problemen, etwa hinsichtlich des Boden- und Wasserschutzes bei der Erdbestattung, gaben am Ende des 19. Jahrhunderts dann aber vor allem städtebauliche Gesichtspunkte den Anstoß dafür, dass die Kremation zu einem breit erörterten Thema wurde.

Totenstädte als «Störenfriede»

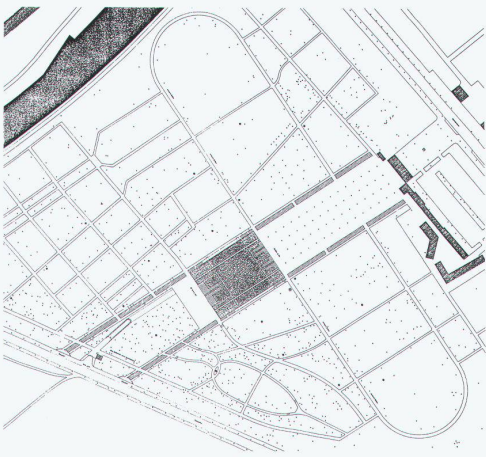
Den gesellschaftlichen Hintergrund bildete die rapide Verstädterung im Zuge der späten Industrialisierung Deutschlands. «Bei dem ständigen Wachsen der Menschenballungen wird die Frage der Totenfelder immer schwieriger», schrieb der Architekt und Planer Fritz Schumacher noch in der zweiten Auflage seines Standardwerks «Die Feuerbestattung» (Leipzig 1939). Weil sie sowohl geologisch als auch geographisch ganz bestimmten Bedingungen zu entsprechen hätten, seien Totenstädte ein anspruchsvolles Element städtebaulicher Gestaltung. Für Schumacher gab es keinen Zweifel: «Vom Standpunkt einer lebendigen Bodenpolitik betrachtet, sind diese nicht dem Leben dienenden Flächen Störenfriede der Entwicklung. Je mehr man ihre Anforderungen beschränken kann, um so erwünschter ist es. Die Feuerbestattung mit ihrem bescheidenen

Fotos: Werner Huthmacher, Köln

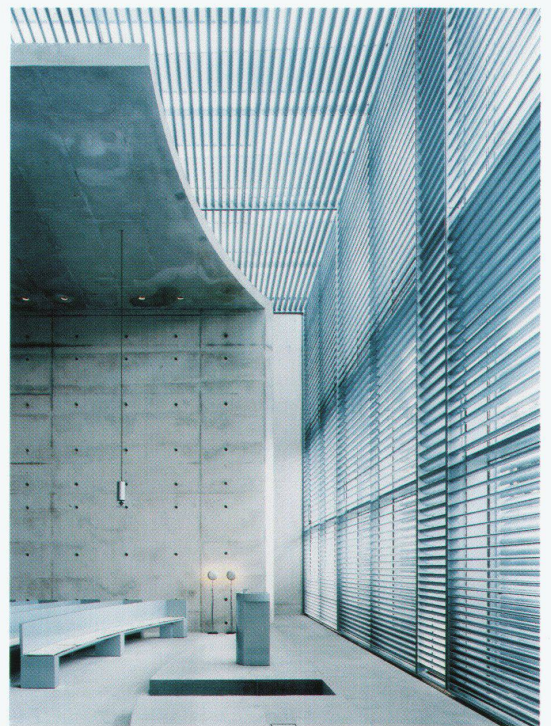


Kondolenzhalle

Grosse Feierhalle



**Krematorium in
Berlin-Treptow, 1998**
Architekten: Axel Schultes und
Charlotte Frank, Berlin
Projektleitung: Margret Kister,
Christoph Witt
Mitarbeit: Daniela Andresen,
Bob Choeff, Patrick Dierks,
Christian Helfrich, Andreas
Schuldes, Till Waninger





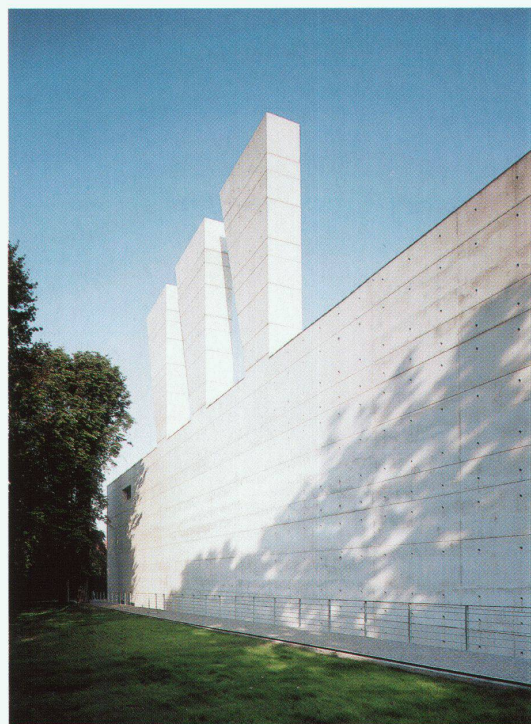
Eingangsfassade

Seitenfassade mit den
Kremationskaminen

Urnengrab ist dafür das beste Mittel.» Auf die Architektur bezogen, stellte sich allerdings die Frage, wie sich das überkonfessionelle Krematorium als neue Bauaufgabe angemessen darstellen lasse.

Bis zum Beginn des 20. Jahrhunderts gab es keine typologischen Vorbilder. Vielmehr griffen die unabhängigen Vereine, die bis dahin Krematorien errichtet hatten, auf historische Kirchen- und Tempelformen zurück. Auch diese Bauten waren somit Zeugnisse jener «verborgenen Vernunft» (Wend Fischer), die das 19. Jahrhundert prägte: Vertraute Architekturen umhüllten die neue, aus der Industrie entwickelte Technik der Verbrennungsöfen.

Die entscheidende Wende bedeutete dann 1910 das Krematorium in Dresden von Fritz Schumacher, bei dem erstmals eine Stadtverwaltung als Bauherrschaft auftrat. Bei dieser axialsymmetrischen Anlage verbarg Schumacher die technischen Einrichtungen im Untergeschoss des Hauptgebäudes, womit sie für die Trauergäste auf der Ebene der feierlichen Zeremonie unsichtbar waren. Um die «seelisch und physisch bittere Notwendigkeit zu adeln», integrierte er auch die beiden Schornsteine in den monumentalen, einem Grabmal ähnlichen Baukörper, der archaische Würde ausstrahlen sollte. Schumacher fasste das Krematorium als einen neuartigen Sakralbau auf: «So gilt es denn, für die Wirkung des Sakralen einen Ausdruck zu finden, der seine Kraft nicht aus dem Material historischer Formen zieht, sondern aus dem Urmaterial, mit dem Baukunst wirkt und schafft. Wenn man sagt, dass dieses Urmaterial in bestimmten feierlichen Verhältnissen der Massen, in der





Rückfassade mit Anlieferung

Technikgeschoss mit Sarg-Zwischenlager

Lenkung des Lichtes und der Verteilung der Schatten, im sinnvollen Gebrauch der Farben und ihrer Verknüpfung mit edlen Baustoffen besteht, deutet man wohl einige Richtungen an, in denen die Fantasie sich zu bewegen vermag (...)

Berlin-Treptow: Neubau statt Modernisierung

Der Friedhof im Berliner Südosten gehört zu den grösseren Totenstädten in der seit nunmehr zehn Jahren wieder vereinigten Stadt. Auf sandigem Grund im Berliner Urstromtal gelegen, erstreckt sich der parkartige Friedhof mit S-Bahn-Anschluss zu beiden Seiten der Kieffholzstrasse. Im Westen grenzt er an den Teltowkanal, im Süden an das freie Feld der Königsheide. Seit 1913 gibt es dort ein Krematorium. Die ursprüngliche Anlage, in deren Zentrum ein achteckiger Kuppelbau mit übergiebeltem Portikus stand, wurde im Zweiten Weltkrieg erheblich beschädigt. Deshalb entschlossen sich die Behörden, die Feierhalle 1950 in vereinfachter Form und auf verändertem Grundriss wieder aufzubauen. Dieses Bauwerk in einem steifen DDR-Klassizismus symbolisierte dann vierzig Jahre lang den einzigen Ort im Ostteil der Stadt, an dem Feuerbestattungen durchgeführt wurden.

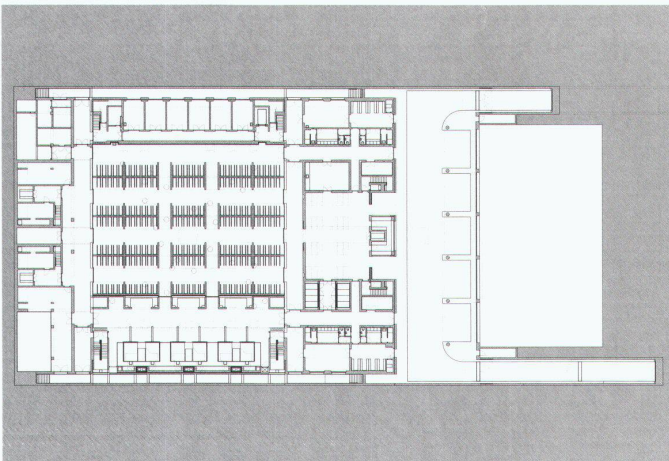
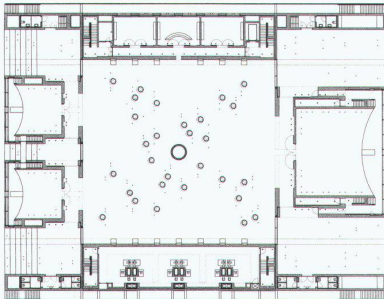
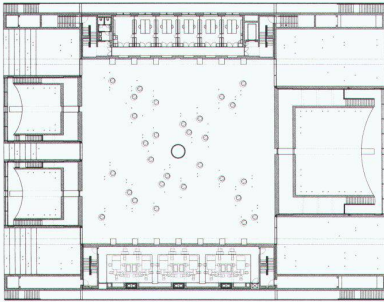
Nach dem Ende der DDR machte nicht nur der weitläufige Friedhof einen trostlosen Eindruck. Den teilweise verwilderten Grabfeldern entsprach die marode Bausubstanz des Krematoriums. Weil ausserdem umwelttechnische Auflagen zu einer baldigen Einstellung des Betriebs geführt hätten, wurde 1992 ein Wettbewerb zur Modernisierung und



1. Obergeschoss

Erdgeschoss

1. Untergeschoss



Erweiterung des Krematoriums ausgeschrieben: Die Feierhalle sollte nur saniert, die technischen Einrichtungen aber neu gebaut werden. Diese Vorgabe wurde jedoch nicht von allen der zehn eingeladenen Teilnehmer des Wettbewerbs befolgt. Im Gegensatz zur Ausschreibung war schliesslich auch das Preisgericht davon überzeugt, dass ein reiner Neubau die bessere Lösung sei.

Monolith aus Beton im historischen Gräberfeld

Auf diese Weise gewannen – im Widerspruch zur Ausschreibung – Axel Schultes und Charlotte Frank die Konkurrenz. Als seien sie beim Altmeister Fritz Schumacher in die Lehre gegangen, erfüllt ihr Entwurf dessen vier Hauptkriterien: durch eine archaisch wirkende Grossform, durch die horizontale Schichtung der Funktionen, eine differenzierte Lichtführung sowie durch die Verwendung eines würdevollen Materials, hier eines für deutsche Verhältnisse sehr sorgfältig ausgeführten Sichtbetons. Aber auch städtebaulich ist der rechteckige, auf den Schmalseiten jeweils symmetrisch aufgeschnittene Monolith eine überzeugende Leistung, weil er die im Friedhof historisch vorgegebene Achse von Torgebäude und anschliessender Allee logisch fortsetzt.

Strukturell besteht das Bauwerk aus zwei Teilen. Auf dem versenkten Technikgeschoss mit einem Zwischenlager für 700 Särge und drei Öfen steht der zehn Meter hohe, «ausgehöhlte Quader» (Schultes) etwas über Niveau, um seine Position zu adeln. Einladende Freitreppen führen zu den tief eingekerbten Vorhöfen, zwischen die die beiden kleineren Feierhallen wie Häuser hineingestellt sind. Eine äussere Lamellenschicht aus kristallgrünen Elementen sorgt auch bei der grossen, gegenüber liegenden Feierhalle für den nötigen Sichtschutz. Dass das Gebäude als eine kleine Stadt gedacht ist, spürt man vor allem im zentralen Raum, in der für ein tausend Trauergäste ausgelegten Kondolenzhalle. Diese wesentlich von oben belichtete «Piazza coperta» (Schultes) wird gegliedert durch 29 unregelmässig im Raum verteilte Rundstützen – eine gebaute Analogie zum alten Baumbestand des Friedhofs. Die über den Stützen durchbrochene Dachplatte ist mit ihnen durch jeweils nur einen Kragarm verbunden, so dass die Decke auf «Lichtkapitellen» zu schweben scheint.

Von den schmalen Zonen der Nebenräume flankiert, bietet die Säulenhalle, die an das Ambiente in einer maghrebischen Moschee erinnern soll, ein ungewöhnlich faszinierendes Raumerlebnis. Axel Schultes und Charlotte Frank ist es tatsächlich geglückt, «einen Ort der Ruhe» zu schaffen, «der das Vergängliche und das Endgültige des Ereignisses ausbalanciert». Mehr lässt sich in einem Krematorium, das ja stets sowohl den technischen wie auch den feierlichen Betrieb in sich vereinen muss, die «Mechanisierung des Todes» (Sigfried Giedion) wohl nicht zurückdrängen. W.J.S.